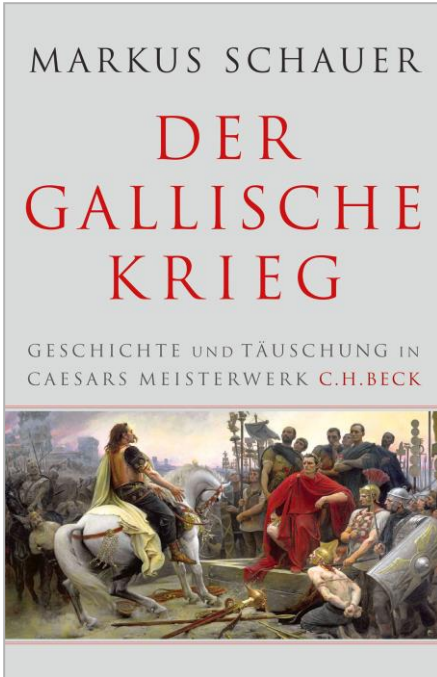


Unverkäufliche Leseprobe



Markus Schauer
Der Gallische Krieg

Geschichte und Täuschung in Caesars
Meisterwerk

271 Seiten mit 4 Abbildungen und 1 Karte. In Leinen
ISBN: 978-3-406-68743-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/15931861>

Inhalt

Vorwort	9
---------	---

Erster Teil

Historische Voraussetzungen

Austariert – Staat in den Händen von Großklans . . .	20
Aus dem Lot – Republik zwischen Revolution und Reformstau	33
Außerordentliche Kommandos – Pompeius und das erste Triumvirat	42
Außergewöhnlich oder regulär? Caesars Wesen und Werdegang bis zu seinem Konsulat	50
Außer Kontrolle – Unter ›Julius und Caesar‹	57

Zweiter Teil

Nachrichten aus dem Norden – Caesars *Commentarii*

Die Erfindung einer neuen Gattung	85
Der «römische» Literaturbetrieb	86
Geburt einer neuen Gattung	91
«Sie sind nämlich nackt ...» – Stil und Charakter der <i>Commentarii</i>	104
Mit den Waffen des Wortes: Erzählstrategien eines Feldherrn	113
Der versteckte Erzähler 114 • Geschichtsschreibung im Jahrestakt 123 • Informationsvermittlung und Erzähltempo 130 • Reden 141 • Exkurse 150 • Einzelerzählungen 156	
Die Erfindung der Geschichte	162
Der Raum	172
Die Figuren	179
Caesar und seine Soldaten 181 • Caesar und seine Feinde 192	
Die Handlung	209
Wie der Krieg begann ... – Der Zug der Helvetier 210 • ... und wie er endete – Caesar gegen Vercingetorix 217	

Fazit

Die Selbsterfindung Caesars 233

Zusammenfassung der Bücher 1–8 des <i>Bellum Gallicum</i>	243
Anmerkungen	246
Literaturverzeichnis	251
Register der Namen und geographischen Begriffe . .	262
Stellenindex	266
Zeittafel	269

Vorwort

Wer ein Buch über Caesar schreibt, übernimmt eine große Verantwortung und eine schwierige Aufgabe. Die Verantwortung ist groß, weil man immer noch mit dem Lateinunterricht, vielleicht sogar mit dem Gymnasium überhaupt, vor allem die Caesarlektüre verbindet und danach – je nachdem, ob man sie als faszinierend oder unerträglich empfunden hat – die Berechtigung des Faches Latein oder gar der Schulform Gymnasium bemißt. Die Aufgabe ist schwierig, weil ein Verständnis Caesars nur aus seiner Zeit heraus möglich ist, und die Bewertung seiner skrupellosen Politik immer umstritten sein wird.

Außer Zweifel hingegen steht Caesars schriftstellerisches Talent. Er bewies es in seiner Darstellung des Gallischen Krieges, den er von 58 bis 50 v. Chr. führte, aber er nutzte es auch, um für sich und seine Politik Propaganda zu machen. Wo schreibt Caesar Geschichte, wo erfindet er sie – und macht das, wenn Worte Tatsachen schaffen, überhaupt einen Unterschied? Diese Fragen stehen stets im Hintergrund, wenn im vorliegenden Buch Caesars Schrift über den Gallischen Krieg, die als ein Stück Weltliteratur gelten muß, vorgestellt und in ihrer raffinierten Machart vor Augen geführt wird.

Auch wenn im Zentrum der Text stehen soll, wurde mir beim Schreiben des Buches immer klarer, daß man am Beispiel Caesars und seiner ‹Propaganda-Schrift› überhaupt die Welt Roms kennen- und verstehen lernen kann, zumindest die revolutionäre Zeit der untergehenden Republik. Daher ist der eigentlichen Auseinandersetzung mit Caesars Text ein Abschnitt vorangestellt, der in die römische Gesellschaft und Politik einführt, ohne deren Eigenheiten die römische Literatur allgemein – und die Schriften Caesars im besonderen – kaum denkbar wären.

Es war mir ein Anliegen, in ausgewählten (und übersetzten) Textausschnitten Caesar möglichst oft selbst zu Wort kommen zu lassen, um zu zeigen, wie reichhaltig und vielschichtig sein Meisterwerk über den Gallischen Krieg in Wirklichkeit ist – entgegen aller Erinnerung, die manch einer an die mühsame Schullektüre behalten haben mag. Das Buch bietet nicht nur für Studierende und für Lehrerinnen und Lehrer des Faches Latein eine umfassende Einführung in Caesars Werk, sondern es will darüber hinaus allen Interessierten die Möglichkeit geben, endlich zu erfahren, worum es bei der Caesarlektüre in der Schule wirklich ging – und was ihnen alles vorenthalten wurde. Wer weiß schon, daß bei Caesar Kannibalismus, Einhörner, ja sogar barbusige Frauen mit aufgelöstem Haar vorkommen – alles im Dienste politischer Propaganda, die vor Fehlinformation und Täuschung des Lesers nicht zurückschreckt. «Man darf eben nicht alles glauben, was man liest» – mit diesen Worten zieht Obelix im neuen Asterix-Heft «Der Papyrus des Cäsar» ein Fazit über Caesars Schrift. Was man Caesar glauben darf und wo Zweifel angebracht sind, darauf versucht unser Buch eine Antwort zu geben.

Die Forschungsliteratur zu Caesar ist kaum zu überblicken – ich habe daher im Anhang zu einzelnen Themen Hinweise gegeben, ohne aber Vollständigkeit anzustreben. Natürlich konnte ich die verschiedenen Forschungsmeinungen nicht im einzelnen diskutieren, so daß sich im Literaturverzeichnis durchaus Titel finden, die andere Positionen vertreten oder weiterführende Problemstellungen behandeln. Im übrigen habe ich die eigene intensive Lektüre

des Caesartextes in den Mittelpunkt gestellt und dabei viele Beobachtungen machen können, die nur eine zusammenhängende Lektüre zeitigt. Bisweilen kam mir der Verdacht, daß nicht nur an der Schule Caesar selten ‹ganz› gelesen wird ... Jedenfalls finden sich in diesem Buch – zumindest in literaturwissenschaftlicher Hinsicht – viele eigene Akzente und neue Deutungsansätze. Viele Erkenntnisse sind außerdem aus meinen Caesar-Vorlesungen in Hamburg, Köln und Bamberg hervorgegangen und durch die fruchtbaren Diskussionen mit Studierenden in den Seminaren bereichert worden. In diesem Zusammenhang möchte ich vor allem den Teilnehmern der Hauptseminare, die ich an der Universität Köln (Wintersemester 2008/09) und an der Universität Bamberg (Wintersemester 2012/13) gehalten habe, für Anregungen danken.

Besonderer Dank gebührt meinem wunderbaren Lehrstuhlteam, insbesondere Johannes Dentsch, Veronika Janser, Christina Klang, Oliver Siegl und Johannes Zenk. Ohne sie hätte das Buch nicht in der vorliegenden Form erscheinen können. Auch meiner gräzistischen Kollegin, Frau Prof. Dr. Sabine Vogt, darf ich für ihre kritische Lektüre des Manuskripts herzlich danken. Größten Dank schulde ich der Latinistin Frau Dr. Silke Anzinger, mit der ich auch dieses Buch wieder in allen seinen Entstehungsphasen habe diskutieren können. Ihr kritischer Blick ließ mich bei meinen Versuchen, neue Wege zu gehen, (wie ich hoffe) nicht in die Irre gehen.

Großer Dank geht auch an den Verlag C.H.Beck, vor allem an Lektorat und Herstellung, daß sie mein verspätet abgegebenes Manuskript dennoch mit aller Sorgfalt betreut haben. Insbesondere Herrn Dr. Stefan von der Lahr, der den ganzen Text gelesen und mit äußerst hilfreichen Anregungen versehen hat, möchte ich meinen schönsten Dank aussprechen, aber auch Frau Andrea Morgan und meiner Schwester Christa Schauer, die als Herstellerin das Buch gestaltet hat und auch in letzter Minute auf meine nie enden wollenden Wünsche mit wahrhaft schwesterlicher Geduld einging.

Erster Teil

Historische Voraussetzungen



*Abb. Seite 13:
Denar (48 v. Chr.),
Rückseite:
Nackter Krieger
auf einem Streitwagen mit
nacktem Wagenlenker und
galoppierenden Pferden,
Münzlegende:
L HOSTILIUS SASERN*

Der große Historiker des 19. Jahrhunderts, dessen mehrbändige *Römische Geschichte* 1902 mit dem zweiten Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde, Theodor Mommsen (1817–1903), sah in Caesar eine historische Persönlichkeit, ein Genie, wie es nur «alle tausend Jahre einmal» die Weltbühne betrete, und zu Recht habe

... das staatliche Leben der Nationen seit Jahrtausenden wieder und wieder auf die Linien zurückgelenkt, die Caesar gezogen hat, und wenn die Völker, denen die Welt gehört, noch heute mit seinem Namen die höchsten ihrer Monarchen nennen, so liegt darin eine tief-sinnige, leider auch eine beschämende Mahnung. (Mommsen, Bd. 3, 1854 ff., 436).

In einem Satz sind hier zwei geschichtliche Prozesse benannt, die Caesar angestoßen hat: die Romanisierung Westeuropas und die Vorbereitung des römischen Kaiserreichs, das wiederum als Vorläufer und Vorbild das sogenannte Heilige Römische Reich Deutscher Nation präfigurierte. Die Staatenordnung Europas und das europäische Kaisertum, dessen Repräsentanten den Namen Caesars als Titel (Kaiser bzw. Zar) tragen, sind Nachwirkungen der politischen und militärischen Tatsachen, die Caesar geschaffen hatte.

Es gibt aber auch kritische Stimmen, die in Caesar einen ehrgeizigen Egomane und skrupellosen Gewaltmenschen sehen. Wäh-

rend Mommsen voll Bewunderung auf die weltgeschichtliche Wirkung der Kriege und der Politik Caesars geblickt hat, lenkt der Historiker und Philologe Hermann Strasburger – nicht zuletzt unter dem Eindruck des Zweiten Weltkriegs – das Augenmerk auf das Leid der zeitgenössischen Bevölkerung:

Immerhin muß für jeden, der sich nur halbwegs lebendig vorzustellen versucht, was sich da für die von Caesars Kriegführung betroffenen Völker wirklich abgespielt hat, die einzigartige Immoralität in die Augen springen, mit der Caesar nicht nur handelte, sondern sich auch in eigener Aufzeichnung dieser Handlungen, also im Wortsinn authentisch, zur Darstellung brachte. (Strasburger, Bd. 1, 1982, 413)

Auch künftig werden sich an Caesar die Geister und Generationen scheiden. Er fasziniert ebenso, wie er verstört. Verstehen wird man ihn aber, wenn überhaupt, nur aus der historischen Situation heraus, in der er gelebt, und vor dem Hintergrund der politisch-gesellschaftlichen Ordnung, die ihn geprägt hat.

Mit dem Namen Caesar verbindet man zuerst, wenn nicht gar ausschließlich den Feldherrn und Machtpolitiker, also jenen Caesar, der nach seinem Konsulat Gallien eroberte und seine Truppen über den Rhein nach Germanien und über den Ärmelkanal nach Britannien führte, der dann mit der Überschreitung des sprichwörtlich gewordenen Rubicon den folgenreichsten Bürgerkrieg um Rom entfachte und in kurzer Zeit seine Gegner in Griechenland, Ägypten, Afrika und Spanien bezwang, der schließlich eine Diktatur errichtete und, obgleich er die ihm angebotene Königskrone geschickt inszeniert zurückwies, an den gleichfalls sprichwörtlich gewordenen Iden des März 44 v. Chr. ermordet wurde, als er gerade im Begriff war, zusammen mit seinem Großneffen Octavian, dem späteren Augustus, zu einem großen Feldzug gegen die Parther nach Osten aufzubrechen. Doch wurde mit seinem gewaltsamen Tod der Untergang der römischen Republik nicht verhindert, sondern der Aufstieg des Octavian und die Entstehung des Prinzipats vorbereitet.

Im vorliegenden Buch soll es aber nicht nur um den Kriegsherrn Caesar, sondern vorrangig um den Kriegsberichterstatteer Caesar gehen, freilich den seines eigenen Krieges, den er in Gallien führte. Obwohl aber weniger der Stratege als vielmehr der Schriftsteller im Mittelpunkt stehen soll, wird sich alsbald herausstellen, daß der eine vom anderen nicht zu trennen ist. Caesar erfocht seine militärischen Erfolge zwar mit dem Schwert, doch verteidigte er sie politisch mit der Feder – und zwar gegen die eigentlichen Gegner, seine Neider und Rivalen in Rom. Die Eroberung Galliens und seine Schrift über den Gallischen Krieg sind die beiden Seiten ein und derselben Medaille, die für Caesars Erfolg, seine Macht und sein Ansehen steht.

Caesar war ein Meister des Wortes, sowohl des geschriebenen wie des gesprochenen – leider sind seine in zahlreichen antiken Zeugnissen gerühmten Reden verloren. Doch jede Meisterschaft setzt zugleich ein zeitgenössisches Umfeld voraus, welches diese Meisterschaft nicht nur möglich macht, sondern ihr gegenüber auch, soll sie Wirkungsmacht entfalten, eine gewisse Empfänglichkeit und Zugänglichkeit an den Tag legt. Caesars Fähigkeiten als Redner und erst recht als Schriftsteller wären wirkungslos geblieben, wenn die politisch tonangebenden Gruppen der römischen Gesellschaft sich stumpf gegenüber den Glanz seiner Rede- und Prosa-Kunst gezeigt hätten. Doch natürlich waren sie – zumindest ein Großteil von ihnen – auch von seinen politischen und militärischen Erfolgen fasziniert. Er beeindruckte durch sein entschlossenes Auftreten und Handeln, durch seinen zupackenden Ehrgeiz und seine dezidierte Sicht der Dinge, alles Eigenschaften, die von einem Mann, der aus altem römischem Adel stammte – also von einem *nobilis* –, erwartet wurden. Unter *nobilis* verstand man in Rom einen Mann aus einer führenden Familie, die schon mindestens einen Konsul vorweisen konnte. Das höchste Amt im Staat, das Konsulat, war Bedingung für den Adel, die hohe Geburt Bedingung für das Amt. Als geborener Julier war Caesar Patrizier, also ein Sproß aus römischem Uradel; er gehörte von Geburt dem exklusiven Machtzirkel der römischen Nobilität (*nobilitas*) an, und er dachte, han-

delte und präsentierte sich auch standesgemäß. Aristokratische Würde und persönliches Charisma ebneten nicht nur den Weg an die Spitze der römischen Adelsgesellschaft, sondern sorgten auch bei dem oft launisch genannten, aber in seiner grundsätzlichen Vorliebe für adelige Führungspersönlichkeiten eher erstaunlich beständigen römischen Volk für jene Sympathie und Unterstützung, ohne die im republikanischen Rom eine politische Karriere nicht möglich war. Den ersten Grund für Caesars Aufstieg legte also sein Adel. Auf diese wichtige Tatsache, die nicht genug betont werden kann, werden wir in diesem Buch immer wieder zurückkommen.

Es war der spezifische Charakter der spätrepublikanischen Gesellschaft und die Art, wie in ihr Politik gemacht wurde, die Caesar hervorgebracht haben, und dazu gehörte auch, wie wir noch sehen werden, die mediale Bedeutung nicht nur der Rede, sondern auch der Literatur. Will man dem politischen und literarischen Phänomen Caesar gerecht werden – denn dann erst wird man entweder Caesars Größe richtig ermessen können oder auch seine Taten relativieren oder mißbilligen müssen –, so ist zunächst von den Eigentümlichkeiten der gesellschaftlichen und politischen (und später auch der sozioliterarischen) Verhältnisse zu sprechen, in die Caesar hineingeboren wurde, und über deren Wandlungen und Krisen, die der aufstrebende Politiker erlebte, ehe er zu jener Machtfülle kam, die es ihm schließlich erlaubte, im Staat zu schalten und zu walten, wie er wollte.

Auf den ersten Blick erscheint Caesars glanzvolle Karriere, an deren Ende nach einer überaus glücklichen Laufbahn als Redner, Anwalt, Politiker und Feldherr die Eroberung ganz Galliens und nach dem Bürgerkrieg die Alleinherrschaft in Rom stand, ebenso unaufhaltsam wie einzigartig. Doch Caesar verdankte seinen Erfolg keineswegs allein seinem Talent und Ehrgeiz. Ohne die alt-hergebrachten Traditionen der Adelsrepublik und ohne die neuen politischen Optionen, die ihm die Wirren seiner Zeit eröffneten, hätte er seine überragende Machtstellung nicht erlangt. Geschickt – vielleicht geschickter als andere – nutzte er alte und neue Möglichkeiten der Politik für seine Interessen, stets darauf bedacht,

seine *auctoritas* (politische Macht) zu steigern. So schuf er sich ein Übermaß an Machtmitteln, denen die römische Republik nicht mehr gewachsen war. Konkret hieß das, daß er, obwohl Patrizier und aus altem Adel, populäre Politik machte, also den aristokratischen Senat mit Hilfe der Volksversammlungen übergang; es hieß ferner, daß er sich zum Fürsprecher des Volkes und der Ritter machte und so die ihm feindlich gesinnten optimatischen Senatoren isolierte, und schließlich – sein größter und originellster Coup –, daß er sich als einer der Triumvirn mit den militärisch bzw. den finanziell stärksten Männern verband, um sich als Feldherr immer größere Befehlsgewalt (*imperium*) zu verschaffen; es hieß weiter, daß er sich in der Folge als Patron nicht nur von römischen Klientelen und italischen Städten, sondern – nach seinem Sieg über Gallien – von ganzen Völkern, Ländern und Armeen verstand und zuletzt nach gewonnenem Bürgerkrieg als Diktator auf Lebenszeit die gesamte Staatsmacht auf sich allein vereinigte.

Doch der erste Blick trügt: Caesar war nicht der einzige, dem die Schwächen der Republik in die Hände spielten. Die ausgehende Republik kannte viele Vorgänger Caesars: Marius, Sulla, Pompeius und andere. Es war eine unruhige Zeit, in der sich Aufstände, Putschversuche, Regierungskrisen und Kriege aneinanderreichten und Sondermaßnahmen, Ausnahmezustände und Umbrüche an der Tagesordnung waren. Die Unordnung in der späten Republik ließ einige wenige übermächtig werden und den geschwächten Staat spalten. Der Kampf der Gracchen gegen den Senat, der Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla, Sullas zweimaliger Marsch auf Rom und seine Diktatur, die Finanzmacht des Crassus, die außerordentlichen Kommandos des Pompeius gegen die Piraten und in Asien, die ihm die halbe Welt als Klientel einbrachten, sind anschauliche Beispiele für das Machtmonopol einzelner, die den Staat zum Spielball in ihren Auseinandersetzungen werden ließen. Caesar ist ganz ein Geschöpf seiner Zeit, wenn auch seine Erscheinung alle anderen in den Schatten stellte.

Wenn wir also Caesar als Phänomen der untergehenden Republik begreifen und seinen Aufstieg verstehen wollen, müssen wir

uns ins Dickicht der Politik begeben und eine Vorstellung davon gewinnen, wie die römische Republik funktionierte, sowohl die der Tradition als auch die der Revolution. Denn Caesars politischer Erfolg beruhte keineswegs nur auf den revolutionären politischen Werkzeugen, mit denen die Republik zerstört wurde, sondern auch auf jenen traditionellen, mit denen ihr Fortbestand über Jahrhunderte gesichert worden war.

Austariert – Staat in den Händen von Großklans

Wenn heute die Historiker zwischen Republik und Prinzipat unterscheiden und letzteren mit dem Jahr 27 v. Chr. beginnen lassen, dem Jahr, in dem Octavian sein Amt als Triumvir niederlegte und zugleich als Augustus vom Senat mit neuen Machtbefugnissen ausgestattet wurde, so muß man dieser Zäsursetzung entgegenhalten, daß in der kaiserzeitlichen Propaganda die Republik nie aufgehört hat zu existieren, und in der Tat bestand sie zumindest formal in ihren Institutionen fort. Dennoch besteht kein Zweifel, daß die alte Republik nach anderen Regeln funktioniert hatte als die formal überdauernde der Kaiserzeit. Caesar war es, der – nicht allein, aber entscheidend – dazu beitrug, daß diese alten Regeln nicht mehr funktionierten, weil sie überschritten, mißachtet und mißbraucht wurden. Wenn wir verstehen wollen, wie es zu diesem Traditionsbruch kommen konnte, der das Phänomen Caesar erst möglich gemacht hat, müssen wir zunächst einen Blick auf die funktionierende römische Republik werfen. Was waren die alten Spielregeln dieser Aristokratenrepublik? Wer hatte Einfluß, wer rivalisierte mit wem? Worüber wurde debattiert? Welcher Art war die politische und gesellschaftliche Ordnung?

Um darüber mehr zu erfahren, genügt es nicht, auf die formalen Strukturen zu blicken, sondern man muß die Aufmerksamkeit vor allem jenen Vertretern des hohen Amtsadels (*nobiles*) zuwenden, die sie aufbauten und belebten, und den mächtigen Großfamilien

(*gentes*), die die eigentliche politische Öffentlichkeit bildeten. Der Staat, lateinisch die *res publica*, wörtlich übersetzt die Gesamtheit der «öffentlichen Angelegenheiten», befand sich größtenteils in der Hand der aristokratischen Großklans. Das übrige Volk wählte zwar die Amtsträger, doch das Wahlrecht begünstigte die oberen Klassen – außerdem waren Bestechungen bei Wahlen alltäglich. Einen gewissen Einfluß hatten die gewöhnlichen Bürger allenfalls über die Klientelverhältnisse, durch die sie mit den Mächtigen in Verbindung standen. Daher darf man sich nicht wundern, wenn in der folgenden Darstellung des römischen Staates die Adelsfamilien und ihre Repräsentanten die Hauptrolle spielen.

Doch zunächst zu den staatlichen Strukturen: In der Retrospektive der römischen Kaiserzeit wurde das Rom der Vergangenheit verklärend als *res publica libera* bezeichnet und empfunden, also als eine freie Republik, in der die souveräne Macht ursprünglich beim plebejischen Volk und beim patrizischen Senat lag, die die Repräsentanten des Staates jeweils für ein Jahr in Ämter wählten, von denen das höchste und wichtigste das Konsulat war. Seit 287 v. Chr. war gesetzlich vorgeschrieben, daß sich je ein Patrizier und ein Plebejer das Konsulat teilten. Dadurch entstand ein plebejischer Amtsadel (*nobilitas*), der zur Zeit Caesars im Ansehen dem patrizischen kaum nachstand. Auch die Plebejer konnten in den Volksversammlungen, deren Beschlüsse (Plebiszite) ebenfalls seit 287 v. Chr. bindend waren, ihre Stimme in die Politik einbringen. Diesen Befund deuteten griechische Historiker wie Polybios (2. Jahrhundert v. Chr.) – dem griechischen Bedürfnis nach theoretischer Betrachtung folgend – typologisch als sogenannte Mischverfassung, in der demokratische, aristokratische und monarchische Elemente vereint und dadurch Stabilität und Beständigkeit gewährleistet waren, für die antike Staatsphilosophie die wichtigste Bedingung für eine gute Staatsform.

Solche theoretischen Beschreibungsmuster ihres eigenen Staates übernahmen die römischen Intellektuellen von den Griechen. Cicero etwa gibt in seiner Schrift *De re publica* (*Über den Staat*) eine idealisierende Darstellung der römischen Republik auf ihrem

Höhepunkt, den er in der Zeit der Scipionen (2. Jahrhundert v. Chr.) sieht. Er feiert die freie Republik als ein starkes und wohlgeordnetes Gemeinwesen, in dem Volk, Senat und Magistrate (Oberbeamte) harmonisch bei der Gestaltung des öffentlichen Geschehens zusammenwirken. So kann Cicero die *res publica*, den Staat, als *res populi*, also die Sache des gesamten Volkes definieren (1,39). Freilich handelt es sich dabei weniger um eine Bestandsaufnahme als um Rückspiegelungen von republikanischen Idealen, die Cicero wenige Jahre vor dem Untergang der Republik nochmals vergeblich beschworen und herbeigesehnt hat. Nach Polybios' und Ciceros Theorie bot eine Republik wie die römische die besten Voraussetzungen für eine dauerhaft ausgewogene Verteilung der Macht: Die Bürger konnten sich in den Volksversammlungen, in der Plebiszite beschließen wurden, die Aristokraten im Senat, in dem Gesetze verabschiedet und Magistrate zur Wahl vorschlagen wurden, an der Politik beteiligen, und im Amt des Konsulats lag das Zentrum der Macht – eine gleichsam zeitlich befristete und personell zweigeteilte Königsgewalt. So gesehen legten Bürger und Adelige, also die Gesamtheit des freien Volkes, in den beiden gesetzgebenden Gremien gemeinsam fest, was in ihrem Staat geschehen sollte. Diese immer wieder propagierte Einheit von Volk und Senat fand auch ihren Ausdruck in der bekannten Formel SPQR (*Senatus PopulusQue Romanus*), mit der öffentliche Urkunden und Inschriften unterschrieben wurden. Noch heute kann man dieses Tetragramm auf öffentlichem Eigentum der Stadt Rom finden.

Soweit die Theorie. Die Praxis sah anders aus – und es war die Praxis (*usus*), die im antiken Rom bestimmend war. Die römische Republik hatte nämlich keine geschriebene Verfassung wie moderne Staaten; es gab kein Dokument, in dem etwa die Staatsform festgelegt gewesen wäre. Auch bezeichnet der Begriff *res publica* keine Staatsform, sondern den Staat, der seit der Königszeit tatsächlich existiert hatte – eine Alternative dazu konnte man sich in Rom nicht einmal vorstellen. Charakteristisch für das römische Selbstverständnis ist der Ausspruch Catos des Älteren (234–149

v. Chr.), daß die *res publica* nicht das Werk eines einzelnen Gesetzgebers, sondern das vieler Männer und Jahrhunderte sei. Auch der Ausdruck *status civitatis*, den beispielsweise Cicero gebraucht und von dem das Wort «Staat» abgeleitet ist, bezeichnet das faktische Funktionieren des Staates und seiner Organe, nicht aber eine Staatsform gemäß einem schriftlich fixierten Verfassungstext. Statt dessen kannte man in Rom nur zahllose, aus allen Zeiten der römischen Geschichte stammende Konventionen und Einzelgesetze (*leges*), die in erster Linie Verfahrensfragen (beispielsweise die Gültigkeit der Plebiszite oder den Ausschluß des Volkstribunats aus der Ämterlaufbahn) regelten. Sie waren oft sehr situationsbezogen formuliert, und bisweilen widersprachen sie einander sogar; selbst Juristen konnten ihre Vielzahl kaum mehr überschauen. Römische Gesetze hatten überdies die Eigenschaft, daß sie, so alt sie auch sein mochten, nicht ungültig wurden. Sie konnten lediglich in Vergessenheit geraten – und dann bei Bedarf von einem gewieften Advokaten wieder aus den Archiven hervorgeholt werden. Ihre Gültigkeit wurde dann durch die erfolgreiche Anwendung in der Praxis im Einzelfall aufs Neue bestätigt. Gesetze und Gesetzgebungsverfahren wurden also nicht durch so etwas wie einen schriftlich fixierten Verfassungstext fundiert, sondern durch Ansehen und Recht auf Geltung (*dignitas*) – und dazu konnte Adel erheblich beitragen – und Einflußvermögen (*auctoritas*) der Politiker, die sie anwandten oder einbrachten beziehungsweise verordneten und durchsetzten. Die Wirksamkeit eines Gesetzes war somit an die Durchsetzungskraft und gesellschaftliche Reputation eines Anwalts oder Politikers oder einer Gruppierung gebunden, die es zur Anwendung und zur Geltung brachten. Mit *dignitas* und *auctoritas* konnte also in Rom mehr Einfluß und Macht verbunden sein als mit der Amtsgewalt (*potestas*) eines Oberbeamten. Über die Jahrhunderte gab dies dem römischen Staat die notwendige Flexibilität, um auf Veränderungen zu reagieren. Unter den Bedingungen im letzten Jahrhundert der Republik bedeutete es jedoch oft Willkür: Jeder Amtswechsel oder jede Änderung der Machtverhältnisse konnte zu einer grundsätzlichen

Veränderung der Gesetzeslage und damit der staatlichen Ordnung führen, da für Gesetzgebung und Rechtsprechung in zunehmendem Maß Einzelpersonen und deren Interessen ausschlaggebend waren, während die Kontrollinstanzen – Senat und Censur – versagten.

Freilich gab es die bereits genannten Gremien des Senats und der Volksversammlung. Die Beschlüsse des Senats (*senatus consulta*) waren für die Magistrate, obgleich formal keine Gesetze, de facto bindend. Aber auch diese *consulta* kamen nicht etwa durch geheime und gleichberechtigte Abstimmung aller Senatoren zustande, sondern wieder sorgten mächtige Stimmführer für Voten, die ihnen und ihren Familien Vorteile sicherten. Ähnliches galt, vielleicht in noch höherem Maß, für die Plebiszite der Volksversammlungen.

Die in der ausgehenden Republik sich häufenden Siege einzelner Mächtiger über Gesetzgebungsverfahren und geschriebene Gesetze sind für das Verständnis von Machthabern wie Sulla, Pompeius und eben auch Caesar so wichtig, weil sie deutlich machen, wie wenig die römische Republik mit dem gemein hat, was heute der Begriff meint, und wieviele Gestaltungsmöglichkeiten bei einem einzelnen liegen konnten, wenn er nur mächtig genug war. Wenn Politiker über den Gesetzen stehen, weil nicht die Gültigkeit eines Gesetzes zählt, sondern die Macht dessen, der ein Gesetz erfolgreich durchsetzen kann – sei es durch Überzeugung oder durch Bestechung –, dann liegt die staatliche Ordnung in der Willkür der Mächtigen. Damit drohen die Verhältnisse unübersichtlich zu werden, zumindest für den, der nicht zum inneren Kreis der römischen Familienklans gehört.

Wer waren nun die Mächtigen in Rom, die den römischen Staat über Jahrhunderte so entscheidend geprägt haben? – Es waren die *nobiles*, die Familienoberhäupter einflußreicher Adelsfamilien (*gentes*). Doch Adel war nicht gleich Adel: Auch für das Selbstverständnis des römischen Adels spielte Praxis im Sinne von politischer Aktivität eine besondere Rolle: Macht setzte zwar Adel

(meist) voraus, aber Adel bedeutet noch lange nicht Macht. Es kam darauf an, ob ein Oberhaupt einer Adelsfamilie seine ihm von Geburt zustehenden Machtansprüche auch geltend machen konnte. Es mußte sich bei Wahlen durchsetzen, sich durch öffentlich wahrnehmbare Taten bewähren und Konkurrenten der anderen aristokratischen Familien übertreffen und überrunden, sich also das Recht auf Geltung (*dignitas*) erkämpfen. Denn Adel (*nobilitas*) allein tat es noch nicht: Das Recht auf Geltung bekam ein *nobilis* nicht einfach in die Wiege gelegt, sondern er mußte es durch seine Verdienste erst einlösen; ebenso konnte er es durch Fehlverhalten verspielen, schlimmstenfalls nicht nur für sich selbst, sondern für seine ganze Familie. Sullas Familie zum Beispiel hatte ihre *dignitas* durch einen ihrer Vorfahren verloren, und erst Sulla hat sie wiederhergestellt. In der römischen Aristokratie spielte *dignitas* also die entscheidende Rolle, sie war wichtiger noch als die bloße *nobilitas*, und ihr galt alles Streben. Ihretwegen überschritt Caesar den Rubicon und begann den Bürgerkrieg; oder zumindest war *dignitas* der Grund, den er selbst in seinen *Commentarii* über den Bürgerkrieg angab: Er muß angenommen haben, daß diese Begründung auf Verständnis bei seinen Standesgenossen stoßen würde.

Der normale Weg eines *nobilis*, seinen Adel zu beweisen, bestand indes darin, eine Reihe hoher politischer Ämter (*cursus honorum*) zu erringen, die mit einem Sitz im Senat verbunden waren. Die senatorischen Ämter waren unbezahlt, also Ehrenämter (*honores*); sie zu erreichen kostete ebenso Geld wie sie zu bekleiden. Oft wurden Unsummen an Geld investiert, um die Klientel, deren Stimmen man brauchte, bei Wahlen zu mobilisieren – der Übergang zwischen Spende und Bestechung war fließend – und um durch aufwendige Spiele, deren Ausrichtung mit dem Amt des Ädils, einer der unteren Stufen im *cursus honorum*, verbunden war, oder durch öffentliche Bauten auf sich aufmerksam zu machen. Sanieren konnte man sich dann in den höheren Ämtern – vor allem, wenn sie mit der Verwaltung einer Provinz verbunden waren: Einem Proprätor oder Prokonsul versprochen ein Krieg

oder die Ausbeutung einer Provinz reichen Gewinn. Diesen Aspekt hatte auch Caesar bei seiner Karriereplanung fest im Auge.

Doch ein höheres Staatsamt brachte nicht nur finanziellen Gewinn. Im Senat konnte der Amtsträger seinen Namen und den seiner *gens* unsterblich machen, indem er beispielsweise ein Gesetz mit Erfolg einbrachte. Dieses Gesetz hieß für immer nach der *gens*, dessen Vertreter es durchbrachte, zum Beispiel *lex Iulia de ...* Ziel aller Bemühungen eines Aristokraten, der etwas auf sich hielt, mußte aber das höchste Amt im Staat sein, das Konsulat. Die Jahre wurden nach dem vollen Namen der jeweiligen beiden Konsuln benannt, so hieß das Jahr 59 v. Chr. zum Beispiel: *C. Iulio Caesare M. Calpurnio Bibulo consulibus* (unter dem Konsulat des Gaius Julius Caesar und des Marcus Calpurnius Bibulus). Wer es zum Konsul brachte, war also im Kalender namentlich verewigt. Es galt das ungeschriebene Gesetz, daß nur diejenigen Familien dem Adel (*nobilitas*) angehörten, die in ihrer Familiengeschichte einen Konsul vorweisen konnten: Erreichte ein Plebejer das Konsulat, waren auch seine Nachfahren *nobiles*. Wenn es aber einer Familie über längere Zeit nicht gelang, einen Konsul zu stellen, weil sie verarmt war oder wegen eines Skandals gemieden wurde oder schlicht deshalb, weil geeignete Familienoberhäupter fehlten oder nicht bereit waren, den anstrengenden und (auch finanziell) aufreibenden Weg in die Politik anzutreten, dann verlor diese Familie oder dieser Familienzweig allmählich ihre Nobilität und geriet in Vergessenheit. Der Julier Caesar selbst entstammte einer altrömischen Familie, die sich zwar uralter und sogar göttlicher Abstammung rühmen konnte, die aber schon lange keinen Konsul mehr gestellt hatte; Caesars Vater hatte es «nur» zum Prätor gebracht. Caesar selbst erbte also einen Anspruch, fand aber keinen gebahnten Weg vor, um ihn einzulösen. Das Konsulat zu erreichen forderte auch von ihm viel Anstrengung und Einsatz.

Der römische Adel wurde also zwar durch Geburt ererbt, aber er mußte gelebt und in der politischen Praxis immer wieder durch Tatkraft und Erfolg bestätigt und bewiesen werden. Tatkraft und Erfolg waren sogar von so großer Bedeutung, daß selbst Nicht-

adelige wie Marius oder Cicero in die Nobilität aufsteigen konnten, wenn sie die übrigen Adelsfamilien durch ihre Leistung überzeugten. Doch diese *homines novi* waren sehr selten.

Leistungsfähigkeit und Erfolg bestimmten den Grad an politischem Einfluß (*auctoritas*) und Ansehen (*dignitas*) wie auch umgekehrt. Dies war also ein sich selbst verstärkendes Prinzip; da es aber an die individuellen Fähigkeiten und Interessen des einzelnen Aristokraten gebunden war, war jene Dynamik gegeben, die dafür sorgte, daß nicht eine der großen Adelsfamilien ununterbrochen dominierte und die Konsuln stellte, sondern daß im Wechsel der Amtsperioden und der Generationen die Macht reihum von einer *gens* zur anderen wanderte und innerhalb der Nobilität eine *balance of power* bestand. Der Historiker Ronald Syme hat diese Ausgewogenheit der Machtverhältnisse treffend beschrieben:

Adelige Familien bestimmten die Geschichte der Republik und gaben ihren Epochen ihre Namen. Es gab ein Zeitalter der Scipionen, wie es ein Zeitalter der Meteller gab ... (S. 24) In allen Zeiten der Geschichte der römischen Republik hielten ungefähr zwanzig oder dreißig Männer, die dem Dutzend der herrschenden Familien entstammten, ein Monopol auf Amt und Macht in ihren Händen. Von Zeit zu Zeit stiegen Familien auf und andere versanken ... Und obgleich manche Adelshäuser im Kampf um die Macht geschlagen wurden und für lange Zeit von der politischen Bühne verschwanden, bewahrte sie dennoch die angeborene Zähigkeit der römischen Familie und der Stolz auf ihre eigenen Traditionen vor dem völligen Untergang. Sie warteten geduldig darauf, ihre alte Vorherrschaft wieder zu erringen. (Syme, 1992, 18 ff.)

[...]